

# CARNIOLIA.

ZEITSCHRIFT

für Kunst, Wissenschaft und geselliges Leben.

Redigirt von Leopold Kordesch.

VI. JAHRGANG.

N<sup>o</sup> 70.

Freitag am 30. August

1844.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei Nummern, jedes Mal ein halber Bogen, und allmonatlich ein in Wien von Meisterhand in Kupfer gestochenes kolorirtes Costumebild, illyrische Volksstrachten in Doppelfigur enthaltend, in Großquart. Der Preis des Blattes ist in Laibach ganzjährig 6, halbjährig 3 fl. Durch die k. k. Post unter Couvert portofrei ganzjährig 8, halbjährig 4 fl. C. M., und wird halbjährig vorausbezahlt. Alle k. k. Postämter nehmen Pränumeration an. In Laibach pränumerirt man in der Buchhandlung des Herrn Georg Lercher am Hauptplatze.

## Die Harfenistin.

Sch sah ein bleiches Mädchen,  
Die Harfe in der Hand,  
Die thränenfeuchten Augen  
Dem Himmel zugewandt. —

Sie hatte längst verloren,  
Was Menschenherz beglückt;  
Die Rosen dieses Lebens  
Hat ihr ein Sturm geknickt. —

Sie sang mit wundem Herzen  
Der heitern Lieder viel;  
Und zu den frohen Weisen  
Erklang das Saitenspiel.

Die Gäste in der Schenke,  
Sie ahnten es wohl nicht,  
Daß aus dem heitern Liede  
Ein tiefes Leiden spricht. —

Daß jeder Ton der Freude,  
Der sich der Brust entrang,  
Mit grellen Dissonanzen  
In ihre Seele drang. —

Und als sie d'rauf im Kreise  
Den bittern Lohn sich holt,  
Da wird sie von den Gästen  
Gehöhnt und ausgeschmolkt. —

Wohl färben rohe Scherze  
Die bleichen Wangen roth,  
Doch keiner von den Gästen  
Denkt an des Mädchens Noth.

Mit schmerzgetrübtem Auge  
Und bebend stand sie da. —  
Sch fühlte mit ihr Leiden,  
Als ich die Arme sah,

Wie sie so arm an Liebe,  
An jedem Freundengruß —  
Für dieses Dornenleben  
Ihr Herzblut opfern muß. —

Wer kennt wohl ihre Tugend?  
Die Menge täuscht der Schein!  
D'rum, Mädchen mit der Harfe,  
Laß' du dein Singen sein!

Woriz Siegerist.

## Sitten der krainischen Culp-Bewohner

Von Leopold Kordesch.

(Beschluß.)



enn ein Witwer zum dritten Male heirathet, geht die Braut nicht beim Haushore, sondern durch das Fenster in's Haus. Es herrscht der Aberglaube, daß sie sonst vor Ablauf eines Jahres sterben müßte. Eine Witwe hingegen darf nicht hoffen, daß ein Bursche um sie werben werde; sie muß einem Ledigen immer selbst ihre Hand antragen. Gewöhnlich haben alle Hochzeiten ihre Musik, die in einigen Gegenden besteht und sehr miserabel ist. Gegen Ende des Hochzeitschmauses, bei dem neben verschiedenen Fleischspeisen und Geflügelarten aller Art, besonders dem Weine sehr fleißig zugesprochen wird und für jeden Gast mehrere Trinkstrophen (sdravize) ausgebracht und abgesungen werden, kömmt der Pfiffigste der Musikanten, zugleich der Lustigmacher der Gesellschaft, mit einem Glase Wein, kündigt sich als Weinhändler an und bietet dem Starakhina den Wein zum Kosten und zum Kaufe an. Dieser findet den Wein schlecht, tadeln ihn und lehnt den Kauf ab; der Beschimpfte ruft nun alle Gäste als unparteiische Richter in dieser Sache auf, die den Wein kosten und sich dann darüber aussprechen, was gewöhnlich eine höchst komische Scene veranlaßt. Der Starakhina bestimmt nun einen Preis, mit dem der Pseudonegoziant sich zufrieden stellen muß. Dieser Preis ist nämlich der Betrag, den jeder Gast den Musikanten erlegen muß, ohne der Großmuth Schranken zu setzen. Die Sammlung geschieht mittelst eines Tellers. Eine andere Sammlung, jedoch ohne Ceremonie, wird für die Köchin, und eine dritte für die Braut selbst veranstaltet. Jeder Gast übergibt der Neuvermählten ein beliebiges Geldstück von 10 bis 40 Kreuzern, auch 1 bis 2 Gulden, darf sie aber auch dafür küssen. Nachdem die Hoch-

zeitigste spät in der Nacht aufgebrochen und an der Wohnung des Bräutigams angelangt sind, wird vor dem Hause Halt gemacht. Die Eltern des Bräutigams kommen den Neuvermählten mit einem Glase Wein entgegen, empfangen und küssen die Braut als Tochter und halten ihr eine Rede, wie sie sich als Hausfrau betragen solle. Diese trinkt den Wein zum Wohlsein der Eltern aus und betritt mit den übrigen Gästen die Stube. Diesen wird nun Wein nebst weißem Brot und kaltem Braten vorgesetzt. Bald entfernen sich die Gäste und ziehen heim; des andern Tages versammeln sie sich jedoch wieder und nun wird erst im Hause des Bräutigams Hochzeit gehalten, so daß oft die Schmausereien drei Tage dauern. So weit die Hochzeitsgebräuche.

Bei Begräbnissen hat man noch Klageweiber. Die Leiche wird mit großem Geleite zum Grabe gebracht und man gibt dem Todten, besonders einem Lebigen, immer sein bestes Gewand mit in die Grube. Die Todtenmahle sind abgekommen, nur am Armenseelen-Tage wird am Friedhofe Brot unter die Armen ausgetheilt.

Bei Laufen herrscht die sonderbare Sitte, daß die Pathin ein weißes Brot mitnimmt, und zwar für Kinder, die ihr am Wege begegnen, welche ihr im Falle, daß sie ihnen nichts gäbe, „Volk ti poshri déte“ („der Wolf fresse dir das Kind auf!“) nachschreien würden.

Zu Weihnachten, im Fasching, wie am Ostertage, sind Tänze mit Begleitung des Dudelsacks und eigener Pfeifen, die sich das Landvolk selbst verfertigt, im Gebrauche.

Den Hexen- und Aberglauben läßt sich das Volk nicht ganz benehmen, weil es hie und da noch immer Gaukler (vedéshi) gibt, die es zum eigenen Vortheile in den Meinungen bestärken. Auch der Glaube an das Wiedererscheinen der Todten erhält sich. Unter andern glaubt man in diesen Gegenden, daß ein am Schlangenbiß Gestorbener oder vom Blitz Erschlagener nicht selig werde, und daß ein am Dienstag oder Freitag Erkrankter nicht aufkomme u. Für Krankheiten hat man sehr viele — auch recht zweckdienliche Hausmittel.

Die Männer stricken im Winter, die Weiber spinnen und weben, aber nur für eigenen Hausbedarf, und verfertigen den Hausgenossen Kleidungsstücke. Im Sommer besorgt man gemeinschaftlich die Feldarbeit. Das Hausrecht übt patriarchalisch der Älteste im Hause und seinen Befehlen wird stets pünktlicher Gehorsam willig geleistet. Die Gastfreundschaft ist hier zu Lande so groß, daß sie oft die Schranken der Klugheit überschreitet, die nachbarliche Eintracht aber wird hingegen oft durch gegenseitige Interessen gestört.

Die Tugenden der Culpa-Bewohner sind: Gastfreundschaft, Leutseligkeit, Genügsamkeit und Gehorsam gegen die Obrigkeit; ihre Fehler: Fluchen, Mißtrauen und Unmäßigkeit.

### Das Strumpfband.

Novellette von Joseph Buchenhain.

(Beschluß.)

„Er ist wahnsinnig geworden, rein toll!“ raunten einige Zuhörer einander zu. „Man muß ihn zur Raïson

bringen,“ meinten Andere, und mit jeder Minute steigerte sich die Besorgniß Aller um seinen Verstand.

„Sechzig Tausend!“ sprach tief und gedehnt der Rival.

Die Saalthüre öffnete sich; des Bürgermeisters Ehehälfte stürmte furienartig herein. „Das fehlte noch!“ rief die aufgeregte Menge, und Mehrere drängten sich heran, um nöthigenfalls Frieden zu vermitteln.

„Verschwender, Wahnsinniger, Rasender!“ kreischte sie in einem Athem. Die Keiferin wurde jedoch abwehrend bei Seite geschoben und noch fünftausend Thaler mehr bot der Bürgermeister.

Der heißere Ausrufer hatte diese Summe kaum wiederholt, als die Frau des Oberältesten in Ohnmacht fiel, was jedoch den Fremden keineswegs beirrte, den Meistbot auf siebenzigtausend Thaler zu erhöhen.

Die Ohnmächtige war zur Besinnung gekommen. Sie raffte sich auf, sprang auf ihren Gemahl zu und faßte ihn mit beiden Händen so stark beim Mund und Halse, daß er kaum zu athmen vermochte, was den ernstesten Akt nicht wenig erheiterte. „Schlag’ ab!“ jammerte sie, halb zu dem röchelnden Gemahl, halb zum Ausrufer gewendet, „schlag’ ab, oder wir sind rein am Bettelstabe.“ — Unvermögend, zu gehorchen, deutete der Diener der Gerechtigkeit auf die am Tische liegende Sackuhr, denn die geseglichen Pausen waren noch nicht vorüber. Das konnte die arme Frau nicht ertragen; ihren Ehegespons loslassend, war sie wiederholt zusammengesunken. „Achtzigtausend!“ kreischte der höchst aufgeregte Bürgermeister, als er seines Knebels losgeworden war, ehe der Diener den Meistbot seines Gegners zugeschlagen hatte.

„Mein Auftrag geht nicht über diese Summe!“ sprach mit einer tiefen Verbeugung der Fremde und entfernte sich. Man wollte ein sonderbares, höhnisches Lächeln in seinem Antlitz bemerkt haben, als er fortging, und der Diener hatte zum ersten, zweiten und — dritten Male gerufen und abgeschlagen. Das Strumpfband lag in des Bürgermeisters Schooß. Frohlockend erlegte er binnen wenigen Stunden die Erstehungssumme der Commission und diese folgte den gesammelten Erlös einige Tage darauf an die Verwandten des verstorbenen Oberregierungs Rathes gehörig aus.

Monate waren verfloßen, doch weder der Prinz, noch der versprochene Orden wollte anlangen. Dem Bürgermeister war diese lange Zögerung peinlich, ja sie wurde ihm nachgerade auch etwas bedenklich. Er besuchte jetzt mehr das Gasthaus, erkundigte sich angelegentlich bei Fremden nach Verschiedenem, verschlang in den Journalen die Reisen der Großen und konnte seine bange Erwartung von etwas Außerordentlichem den Postbeamten nicht verhehlen. Diesen war der Fragende schon lange ein Räthsel geworden.

„Von Rio-Janeiro an Euer Gestrengen!“ rief eines Tages der vom Postamt angekommene Amtsdienner, dem Bürgermeister ein wohlversiegeltes Schreiben überreichend.

„Endlich! Gottlob, mein Wohlverdientes wird nun angekommen sein!“ sprach zufrieden lächelnd der Amtschef, indem er dem treuen Diener einen blanken Thaler in die